

Alberich und die Unwirtlichkeit der Städte

Andreas Kriegenburg inszeniert in München Wagners „Rheingold“ als spannenden Wirtschaftskrimi, den Kent Nagano geschmeidig dirigiert

An der Bayerischen Staatsoper triumphiert der Last-Minute-Einspringer Johannes Martin Kränzle in der Neuproduktion von Richard Wagners „Der Ring des Nibelungen“, die jetzt mit dem Vorabend „Das Rheingold“ ihren Anfang nahm. Denn Kränzle weiß die dezent sängerfreundliche Lesart von Dirigent Kent Nagano sowie die in Verfremdungseffekte verliebte Regie von Andreas Kriegenburg am besten von allen zu nutzen. Er zeichnet einen Underdog, dessen Ambitionen durch die Machenschaften des konkurrierenden Marktführers Wotan brutal ausgebremst werden. Von der quasi schon sicher geglaubten Weltherrschaft stürzt Alberich hier direkt in Hartz IV.

Kränzle zeigt Aufstieg und Fall dieses Erniedrigten und Beleidigten in allen Facetten. Wenn Alberich bei den Rheintöchtern um Liebe wirbt, weiß er aus Erfahrung, dass er bei solchen sichtlich falschen P-1-Wasserstoffblondinen nicht landen kann. Bühnenbauer Harald B. Thor hat einen vielfach veränderbaren Betonbunker als Einheitsraum hingestellt, der als Walhall, Unterwelt und Badeanstalt dient. Darin räkelt sich zu Beginn ein blaubeschmierter Bewegungschor in menschenhautfarbener Unterwäsche. Das zielt auf den Fluss- und Meerillusionismus barocker Bühnenmaschinerie, die hier humanisiert wird. Ein bestechender Einfall, der Kriegenburgs Grundidee verrät. Er möchte direkt aus dem Alltag heraus Theaterzauber betreiben, er will das Nüchterne in Ausstattung und Kostümen (Andrea Schraad) nach und nach mit Mythologie und Weltlichkeit aufladen. Ein tollkühnes Unternehmen.

Die Rheinixen Eri Nakamura, Angela Brower und Okka von der Damerau,

ganz in Erwartung eines iPad-gestählten Traumprinzen, zeigen bloß backfischartige Lust im Necken des Widerlings Alberichs. Der, in Hermes-Phettberg-Pose, nimmt die erwartete Abfuhr nicht allzu tragisch. Schließlich zeigt Kränzles Alberich Reste von Stolz und hat sich längst mit der Idee abgefunden, zu Huren zu gehen, wenn niemand ihn um seiner selbst liebt. Kränzle kann Nuancen doppelbödig gut, durchweht Tragik mit Komik, denunziert nicht, heroisiert nicht. Da gelingt ein vielschichtig packendes Porträt.

Nun ist Alberich die verkürzte Version Wotans, der Hauptgestalt nicht nur im „Rheingold“, sondern im gesamten „Ring“. In München gibt Johan Reuter den Wotan. Ein Mann in den besten Jahren, grauhaarig schon, doch immer noch Machermacho, Egoshooter, Womanizer. Einer, der die Konkurrenten nicht sehr ernst nimmt, der Alberich in den Konkurs treibt, der Fafner (Phillip Ens) und Fasolt (Thorsten Grümbel) mit dubiosen Baugeschäften beauftragt, die sein eigenes Unternehmen ruinieren werden. Und der die eigenen Leute wie Sklaven scheucht. Wotan fühlt sich zwar als absoluter Gott, er wird aber von Verträgen gängelt und ist zudem sterblich.

Wotan ist eine Riesenrolle und eine Riesenchance. Reuter reduziert ihn auf menschliches Mittelmaß. Elegant seine Erscheinung. Doch schnell stellt sich heraus, dass hinter dem hübschen Schein niemand anderer als Comandante Schettino steckt, der den „Rheingold“-Vergnügungsdampfer längst auf Grund gesetzt hat. Reuter kann Kränzles Alberich weder vokal noch darstellerisch Paroli bieten. Er bleibt monochrom Möchtegernchef, seine Verzweiflungsanfälle, seine Ahnung des unabwendbaren Unter-

gangs, all das wird bloß hingestrichelt. Der rustikale Speer, den er zum Anzug trägt, ist allenfalls störrisches Erinnerungssymbol an seine große Zeit.

Die Frau an Wotans Seite, die elegantmondäne Fricka der Sophie Koch, leidet wohl lang schon in dieser Beziehung. Wagner will sie dümmlich, unbefriedigt, dauereifersüchtig, gold- und schlossgeil. Das ist eine Menschenkarikatur, mit der weder der Regisseur noch Koch viel anfangen können. Die sie aber auch nicht konterkarieren, korrigieren, erweitern. Frickas Schwester Freia (Aga Mikolaj) ist vollends nur Upper-class-Sexobjekt. Die Götter Donner (Levente Molnár) und Froh (Thomas Blondelle) fummeln genauso gern an ihr herum wie Fasolt. Zwischen Fasolt und Freia aber sieht Kriegenburg Liebe heraufdämmern, und so ist Freia wie zerstört, als Fafner seinen Bruder Fasolt mordet. Dies ist einer der seltenen Regieeinfälle in einer ansonsten recht wörtlich und mit klaren Zeichen am Libretto klebenden Inszenierung.



Johannes Martin Kränzle als Alberich Foto: Wilfried Hösle

Doch da ist noch der Loge des Stefan Margita. Hell und jubelnd sein Tenor, beißend sein Spott, hellsehtig seine Analysen. Im roten Anzug wildert er im Umfeld der Firma Wotan & Co. Dieser Loge ist durch sein Grenzgängertum zum Zyniker geworden, Margita betont diesen Charakterzug ein wenig zu einseitig. Loge hat sich im Gegensatz zu den anderen Göttern am wenigsten weit von seinen

Kent Nagano lädt die Momente des Mythologischen musikalisch mit verhaltener Magie auf

Ursprüngen entfernt, hat sich nicht zähmen lassen und sich so gut wie gar nicht auf Wotans neue Weltordnung eingelassen, die alles durch Verträge regeln will. Folglich wird Loge im Gegensatz zu seinen Kumpanen wieder in seinen Urzustand zurückfinden, wird zuletzt als Feuer in der „Götterdämmerung“ in den Fluten des Rheins verlöschen.

Doch Kriegenburg kann auffallend wenig mit den mythologischen Elementen des Stücks anfangen. Während Nagano diese Einbrüche mit wundersamer und stets verhaltener Magie auflädt, bleiben diese Momente der Regie relativ fremd. Kriegenburg ist exakt und schnörkellos, wenn es um den weltlichen Machtkampf geht und die Verheerungen, die er anrichtet. Wenn aber das Rheingold als golden angepinselte Frau personifiziert wird, wenn Urmutter Erda (Catherine Wyn-Rogers) bleich wie eine Wiedergängerin erscheint, wenn Donner eine Regenbogenbrücke ins frisch erbaute Walhall zaubert, dann schwächelt die Regie genauso, wie wenn sie den Göttern, Riesen und

Zwergen Charakterzüge verleihen müsste, die über Wirtschaftsdenken und Machtaktionismus hinausgehen.

Der mythologische Urgrund des „Rings“ entgeht Kriegenburg sichtbar, er kann ihn sich und dem Publikum nicht erklären. Sicherlich gehören diese Elemente zum Dunkelsten und Schwierigsten im „Ring“, es ist auch nicht wirklich klar, ob sie nur der mittelalterlichen Vorlage geschuldet sind, oder ob sich hier eine Ahnung grundlegender Mechanismen der Welt ausspricht. Doch ganz egal, wie man diese Frage beantwortet: Wird diese Ebene nicht ernst genommen oder gar marginalisiert, kommt das „Ring“-Gefüge ins Wanken, reduziert auf einen bloß spannenden Wirtschaftskrimi.

Die Buhs für Kriegenburg gehen im Schlussjubel unter. Noch vor dem grandiosen Kränzle, dem prägnanten Mime des Ulrich Reß und Stefan Margitas Loge werden Kent Nagano und das Staatsorchester bejubelt. Naganos versonnen subtiler Zugriff spaltet Münchens Klassikfreunde schon immer in Anhänger und jene Gegner, die sich viel besser bei dem ebenfalls in München tätigen Mariss Jansons und dessen Sturm- und Drang-Dirigieren aufgehoben fühlen. Im Nationaltheater aber überwiegen die Nagano-Freunde, ausnehmend zufrieden mit einer unaufdringlich gezeichneten, dennoch zügigen Lesart, die sich nur an ganz wenigen Stellen zu großen Ausbrüchen aufschwingt. Unverkennbar ist allerdings, dass solch eine auf Teamspiel zielende Noblesse durchgehend Sänger vom Typ eines Kränzle erfordert hätte und eine ausgreifend umfassende Regie. Doch Münchens „Ring“ hat erst begonnen. Die Chance zu Höhenflügen ist noch lange nicht vertan. REINHARD BREMBECK